Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

13 (1.4.1934) Rasse und Volk

Visual Library

bis zu deren Ende, hob sorgfältig das letzte Ei auf, kehrte in fliegendem Lauf zurück, setzte das Ei hastig in den zum Glück hochgepolsterten Korb, rannte wieder den gleichen Weg, holte das zweite Ei, trug es in Pfeilgeschwindigkeit zum Korb. Es war eine langwierige, gar nicht ergötzliche Geschichte. Ach, gar so langsam verkürzte sich die Eierschlange, mühsam war das ewige Bücken, zeitraubend das Hineinlegen der Eier, von denen keines zerbrochen werden durfte. Der Schweiß lief dem Karl über das Gesicht, er hätte gar zu gerne einmal aufgesehen, nach der Chlore geschaut, sich Hoffnung und Mut aus ihrem hübschen, braunen Gesicht gelesen, aber er wagte es nicht, er fürchtete schon die Ablenkung eines Blickes. Jetzt galt nur das Ziel, nur der Wille zum Sieg. Vorwärts, hin, her! Kein Herzschlag des Zögern, des Abwendens. Nachher . . . wenn der Sieg errungen . . .

Die Sonne strahlte übermütig, die Blechmusik schmetterte, die Kinder kreischten vor Lust, die Leute feuerten den Karli mit derben Rufen und Scherzen an. Er hörte es kaum. Die Radfahrer flitzten her und hin, sie hatten eine Postenkette aufgestellt, die den Lauf des anderen Wettbewerbes beaufsichtigte und von Zeit zu Zeit Nachricht brachte. „Jetzt ist er an der großen Forle vorüber, jetzt beim Moosbrunnen. Jetzt hat er Wallmatt erreicht, das Fähnlein in Empfang genommen. Er ist auf dem Rückweg. Nein, er sieht gar nicht müde aus, er rennt wie ein Reh. . . . Vorwärts, Karli, tummel dich, sonst verlierst du noch. In fünf Minuten kann der Anton da sein."

Das mußte der Karli hören, es gab ihm einen Stoß, daß er vorwärts flog. Er biß die Zähne aufeinander in Angst und Wut und bitterem Willen. Wie konnte er sich noch mehr beeilen? Die Wegstrecke, die er immer wieder durchlaufen mußte, verkürzte sich freilich mit jeder Tour, doch immer ging die gleiche Zeit verloren beim Aufheben der Eier, beim Hineinlegen in den Korb. Der andere brauchte nur zu laufen . . . war seine Strecke auch viel länger, er hatte doch, so schien es dem Karli jetzt, das leichtere Teil.

Doch nicht nur der Karli geriet allmählich in eine gelinde Verzweiflung, je bedrohlicher die Nachrichten vom Vorrücken des Feindes lauteten, auch die Chlore, die in der vordersten Reihe der Mädchen zuschaute, spürte immer stärker eine herzkrampfende Erregung. Zu Beginn des Eierspringens war sie so ruhig unter ihren Gespielinnen gestanden, als ginge sie die Sache gar nichts an. Aber diese Ruhe verlor sich mehr und mehr, je näher die Entscheidung rückte; das Mädchen zitterte, wenn sie dachte, daß der Anton siegen und den Siegespreis von ihr fordern könnte. Sie blickte mit brennenden Augen auf den springenden und schwitzenden Karl, sie hätte ihm zurufen, ihn anfeuern mögen, aber ihr Stolz verbot ihr, die innere Unruhe merken zu lassen, und sie sah ja auch, daß der Karl das ihm menschenmöglichste aus sich selbst herausholte. Sie hatte gewiß und sicherlich nicht gewußt, welchem der beiden Bewerber sie den Vorzug geben sollte. Vielleicht war der Karli ihr im tiefsten Herzen schon immer ein wenig näher gestanden, vertrauter gewesen. Aber die Eltern hatten sie immer wieder auf die Vorteile einer Heirat mit dem Höfneranton hingewiesen. Er würde einmal den schönsten, größten Hof im weiten Umkreis besitzen, an seiner Seite würde sie die geachtetste, reichste Bäuerin des Dorfes werden. Ob auch die glücklichste? Das hatte sich die Chlore bisher nicht gefragt, sie war ein gesundes, nüchternes Bauernmädchen. Und der Anton war ja gewiß nicht nur um seines Reichtums willen liebenswert. Der große, kräftige Bursche mit den Muskeln wie aus Eisen, den kalten, herrischen Augen, dem hochmütig selbstsicheren Gesicht konnte einem Mädchen schon gefallen auch ohne das reiche Erbe. Dagegen war der Steinmichelskarl nur ein recht mäßig begüterter Bauernsohn. So wie die meisten Höfe dieser rauhen Schwarzwaldhöhe, trug auch sein Vatersgut nicht genug um die große Familie zu ernähren. Drum war der Karl wie sein Vater Schreiner geworden, ein tüchtiger, strebsamer und sparsamer Handwerker, ebensogut gewachsen wie der Anton, nicht grad so schneidig, nicht so hochmütig und brutal, dafür gewiß von hellerem Verstand als der geldstolze Erbsohn. Je länger die Chlore dem Karl zusah, desto stärker schwoll in ihr der Wunsch, er möchte gewinnen, und je zweifelhafter dieser Sieg wurde, desto klarer und heißer spürte das Mädchen, daß sie nur den Karl liebe und immer geliebt hatte. Daß sie nur mit dem Karl glücklich werden könne und die totunglücklichste Frau sein wurde als Bäuerin auf dem Höfnerhof. Und je dringlicher die Nachrichten vom Heranstürmen des Anton wurden, desto höher wuchs die Liebe, aber auch die Not im Herzen des Mädchens, bis es sich nicht mehr halten konnte und hell hinausschrie: „Schnell, schnell Karli, du, du mußt gewinnen." Das gab ein großes Hallo und Gelächter auf dem Platze; dem Bursch war sogar einen Augenblick das Herz stillgestanden, so daß er eine Sekunde innehalten mußte, dann aber schoß ihm die Freude wie Champagner ins Blut, daß er wie ein Pfeil dahinflog, wie ein Wiesel huschte, von den Eiern zum Korb, vom Korb zu den Eiern.

Wer weiß aber, ob er's noch gepackt hätte? Doch plötzlich ging's wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Zuschauer, frohlockend rief's die Chlore dem Karli zu: „Der Anton ist über den Grenzstein gestolpert." Und wenn er sich dabei auch nicht ernstlich verletzt hatte, bei diesem Wettlauf gewann jede Sekunde, jede geringste Behinderung ausschlaggebende Bedeutung.

Ja, der Anton war gesprungen wie ein Hirsch, hatte in Rekordzeit das Fähnlein im Nachbardorf ergriffen und mit kaum verminderter Leichtigkeit und Schnelle den Rückweg aufgenommen. Es war erlaubt, den Richtweg zu nehmen, einen schmalen Pfad, der in schnurgerader Linie zwischen den beiden Dörfern lief, bergauf, bergab, wie es gerade kam, mitten durch die Felder hindurch. In keinem Grundbuch war der Weg eingetragen, aber es hatte auch kein Bauer gewagt, sich gegen diese Verletzung seiner Feldgerechtigkeit aufzulehnen, der Pfad war Gewohnheitsrecht geworden und darum den Bauern, die an der Tradition hängen, heilig. Doch weil der Weg gar so schnurgerade lief, hatte er seine Bahn ausgerechnet über einen Grenzstein genommen, der hier den Acker des Höfnerbauern von dem des Steinmichels schied. Der Klotz lag also als rechter Stein des Anstoßes im Wege, und da selbstverständlich kein Bauer einen Markstein auch nur einen Millimeter vom Platze rückt, so hatten sich eben die eiligen Wanderer bald rechts wie links vom Stein einen neuen Steig getreten zu ungunsten der Felder. Das ließ sich jedoch der Höfner nicht gefallen und der Steinmichel auch nicht. Sie brachten rechts und links von dem Markstein einen soliden Zaun an, sie wahrten das Gewohnheitsrecht des Weges, aber sie schützten auch ihre Felder vom weiteren Einbruch übereiliger Füße. Jedes Kind in den beiden Dörfern kannte den Markstein und stieg vorsichtig über ihn weg, wie sollte ihn da der Anton nicht kennen, da er ja seine eigene Feldmark begrenzte? Er hatte ihn auch auf dem Hinwege mit leichtem Sprung genommen und wollte es nun wieder so halten. War er nun mit seinen Gedanken schon allzuweit den flinken Füßen voraus, hatte er schon allzu siegesgewiß nach dem näherkommenden Dorfe ausgeschaut statt auf den Weg zu achten? Er vergaß den Stein und stolperte in vollem Lauf darüber. Mit einem zornigen Fluch riß er sich zwar sofort wieder auf, doch wenn er auch die Zähne zusammenbiß, es war unmöglich in der angeschlagenen und notwendigen Schnelligkeit weiterzustürmen, zu sehr hemmte der schmerzende Fuß bei jedem Schritt. Mit ungeheurer Willensanstrengung vollendete der Bursche seinen Weg, doch noch war er kaum in die Dorfstraße eingebogen, als der dröhnende Tusch der Musik ihm anzeigte, daß der Gegner soeben das letzte Ei in den Korb gelegt hatte. Was nützte es ihm, daß er kaum eine Viertelsminute später auf dem Schulplatz einlief, was nützte es ihm, daß er die Gültigkeit der Entscheidung angriff? Der Karli hatte die Braut im Arm und ihre strahlenden Augen kündeten deutlich genug, daß es gegen ihren Entscheid kein Einspruchsrecht gab. Was blieb dem Anton anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sich mit der lärmenden Beteuerung seiner Kameraden zu begnügen, daß eigentlich und von rechts wegen ihm der Sieg gebühre? Er zog mit dem Jungvolk, dem Korb voll Eiern, dem Tschinderabum der Musik in den Goldenen Löwen, wo die Wirtin schon den Ankentopf bereitgestellt hatte und die große Eierpfanne, der Wirt aber das dicke Bierfaß, denn um die vielen Eier hinunterzuspülen, brauchts ein tüchtiges Maß. Der Karli und die Chlore sind am Ehrenplatz gesessen, der Anton aber hat seine Taler springen lassen und wenn der lange, lustige Ostermontag nicht mit einer mächtigen Schlägerei geendet hat, so ist das wahrlich nicht des Höfneranton Verdienst gewesen.

Verantwortlich Helmut Hammer

Rasse und Volk

Folge 13 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 1. April 1934

Wolfgang Treutlein:

Eugen Fehrle und sein Werk

Vor einem Jahr wurde Eugen Fehrle als Hochschulreferent in das badische Unterrichtsministerium berufen. Daß gerade ein Volkskundler diese für Forschung und Lehre gleichwichtige Stelle übernahm, hat seinen tiefen Sinn. Die junge Wissenschaft der Volkskunde ist nicht nur die Kunde vom Volke, sondern auch die für das Volk. Sie muß dauernd in engster Fühlung mit dem Volksleben bleiben, im Nehmen und im Geben gleichermaßen um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Durch diese ständige Volksverbundenheit war die Volkskunde in der Lage, den überlieferten erstarrten Wissenschaftsbetrieb zu sprengen und den Weg zu einer neuen volkhaften Wissenschaftsform zu weisen.

Wenn dies geschah, so ist das in erster Linie ein Verdienst Eugen Fehrles. Er hat als einer der Ersten erkannt, daß es in unserem badischen Grenzlande in allererster Linie darauf ankommt, der westlichen Zivilisation als festen Grenzwall die volksdeutsche Idee, die Kräfte deutschen Volkstums entgegen zu setzen. Dies ist eine Aufgabe, die weit über den bisherigen Aufgabenkreis und Wirkungsbereich einer Hochschulwissenschaft hinausreicht. Diese völkische Aufgabe zu lösen hat sich Eugen Fehrle zur Lebensaufgabe gemacht.

Die Volkskunde ist für Eugen Fehrle die Kunde vom Unterschichtlichen im Einzelmenschen und in der Gemeinschaft, das sich in den verschiedensten Formen und Gestaltungen äußert. Diese Wissenschaft setzt sich die Aufgabe, die seelischen und rassischen Untergründe zu erforschen und klarzulegen, aus denen heraus die Artung des Einzelnen wie der Gemeinschaft und ihr inneres und äußeres Verhältnis zueinander erwächst. Ein solches Forschen nach den innersten Grundkräften muß notwendigermaßen das gesamte Volkstum umfassen. Gerade die Volkskunde zeigt in ihren Ergebnissen, daß die Trennung des Volkes in Klassen unnatürlich ist, daß vielmehr das Unterschichtliche, die seelisch-geistige Formung und Grundhaltung bei den Menschen eines Volkes gleichartig ist. Eugen Fehrle hat diese Volksgemeinschaft auf seelischem Gebiet seit Jahren besonders betont. Er ist deswegen Naumann aufs schärfste entgegengetreten, der die Schlagwörter „gesunkenes Kulturgut" und „primitive Gemeinschaftskultur" bei der volkskundlichen Betrachtung des Bauerntums einführte. Fehrle hat im Gegensatz zu Naumann von jeher die schöpferische Befähigung des Einzelmenschen, gleichgültig welchen Standes und Berufes, betont, die, wie wir bei heimischen Künstlern, Hans Thoma u. a. sehen, auf dem völkischen Erbgut aufbaut. Diese Schöpferkraft des volks- und bodenverwurzelten Menschen endet nie, und aus dieser Erkenntnis heraus hat Eugen Fehrle auch die Volkskunde über die bisherige Einschätzung als reine „Museumswissenschaft" hinausgehoben und ihre dauernde völkische Bedeutung betont.

Eugen Fehrle kam von der Altphilologie und der Religionswissenschaft zur Volkskunde. Als Schüler Albrecht Dieterichs trat er in einen Kreis von Männern, die in Forschung und Lehre Altphilologie und Religionswissenschaft aufs engste verbanden. So wurde Fehrle über die klassische Philologie und die Religionswissenschaft zur Beschäftigung mit dem eigenen Volkstum zurückgeführt. Schon in seinen ersten Werken: „Die kultische Keuschheit im Altertum" und „Zur Geschichte der griechischen Geoponika" macht sich eine von der üblichen klassischen Philologie durchaus abweichende Stellung bemerkbar. Die Gründlichkeit und die Art des Forschens hat Fehrle von der Altphilologie übernommen, aber gleichzeitig hat er Erscheinungen des eigenen deutschen Volkstums zum Vergleich herangezogen. Er sagt über seine wissenschaftliche Tätigkeit in den Nachkriegsjahren im Vorwort zu seiner Badischen Volkskunde selbst: „Aus alter Liebe zur Heimat und aus dem Bewußtsein, daß ich die ferne Antike besser verstehe, wenn ich dieselben Vorstellungen, die dort sich finden, im eigenen Volke wissenschaftlich durchgearbeitet und erschaut habe, wandte ich mich in den nächsten Jahren der deutschen Volkskunde zu. Eugen Fehrle, der aus einer bodenständigen alemannischen Familie stammt und seine Jugend in der Seegegend und auf der Baar verlebte, war schon früh zur Beschäftigung mit volkskundlichen Erscheinungen gekommen. Er erzählt darüber folgendes:

„Die badische Volkskunde hat mich seit vielen Jahren beschäftigt. Die ersten Anfänge der Betätigung auf diesem Gebiete gehen zurück auf die glücklichen Kinderjahre, wo ich als elfjähriger Bub, unter Leitung meines Vaters eine Karte des Amtsbezirks Neustadt im Schwarzwald zeichnete und auf die Unterschiede achten lernte, die zwischen den einzelnen Orten in Sprache und Art sind. Der bunte Wechsel der Volkssitten und tausend Schönheiten unserer Heimat traten mir dann noch klarer vor Augen auf einer Wanderung, die ich in derselben Jugend mit meinem Vater vom Schwarzwald in den Hegau machen durfte. Nachher lebte ich in der Baar. Dort mußte unsere Nachbarin, d'Stockerkrezenz, Krezzentia Hall in Aasen, Amt Donaueschingen, in ihrer derben, breiten Mundart dem Wälderbüble von den anderen Sitten der neuen Heimat zu erzählen. Stundenlang saß ich bei ihr abends auf den Brettern vor dem Haus und hörte gerne ihre lebhaften Erzählungen von Gespenstern, Wundern und alten Bräuchen. Und zu Hause, vor allem an trauten Winterabenden, erzählte die Mutter aus ihrer Jugend im Hegau. Uns Kindern stellte ihre teilnehmende Schilderung die alten Spinnabende und Volksfeste so lebhaft vor Augen, daß wir die frohgemuten Hegäuer vor uns sahen."

Schon in den Jahren vor dem Weltkriege hatte Eugen Fehrle in vielen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften von Sitte und Brauch, von Lied und Spiel, vom Glauben und Leben des badischen Volkes in fesselnder und lebendiger Darstellung erzählt. Einen großen Teil dieser Ergebnisse seiner volkskundlichen Forschungen hat er 1924 in seinem Buche „Badische Volkskunde" zusammengefaßt, von der bis heute leider nur der erste Teil erschienen ist. Fehrles Badische Volkskunde ist neben dem älteren Buche E. H. Meyers „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert" das umfassendste Werk über das Volkstum im Lande Baden, das wir bisher besitzen. Es berichtet ausführlich über Sprache und Art, über Empfindungs- und Denkart des Volkes in Volkslied, Volksglauben und Ortsneckereien, über Bauernhaus und Bauerngarten und über die Volkstrachten des badischen Landes. Ueber den Zweck seiner Badischen Volkskunde sagt Fehrle: „Die Volkskunde behandelt Erscheinungen und Dinge, die uns täglich vor Augen treten. Sehr viele Menschen sind aber so heimatfremd geworden, daß ihnen eine richtige Einstellung zur Vorstellungswelt des bodenständigen Volkes fehlt. Ihnen will das Buch ein Führer sein, sei es, daß sie wissenschaftlich sich mit Volkskunde beschäftigen, oder nur als Laien einen Einblick gewinnen wollen."

Dieses Führenwollen zum eigenen heimischen Volkstum

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

bildet den Grundton aller weiteren Veröffentlichungen Fehrles. So hat er in dem von ihm herausgegebenen Gedenkwerke: „Die Großherzöge Friedrich I. und Friedrich II. und das badische Volk" eingehend die Unterschiede, aber auch das Gemeinsame im fränkischen und alemannischen Bestandteile der badischen Bevölkerung nachgewiesen. In seinen Büchern „Deutsche Feste und Volksbräuche" (1916) und „Zauber und Segen" (1926) hat Fehrle das gesamtdeutsche Gebiet der Volkskunde beschritten. Aber auch bei dieser umfassenden Betrachtung des deutschen Brauchtums und der Formen deutschen Volksglaubens zeigt sich seine Liebe zum badischen Volke und dessen gründliche Kenntnis in einer großen Reihe von Beispielen, die dem badischen Raume entnommen sind.

Das Entscheidende an der volkskundlichen Wissenschaft wird immer sein, die Forschungsergebnisse dem Leben nutzbar zu machen. Der Weg hierzu führt großenteils über die Schule. Und so hat Fehrle in seiner Schrift: „Heimat und Volkskunde in der Schule" (Heimatblätter vom Bodensee zum Main, 1920. Nr. 8) der Lehrerschaft, besonders der badischen, den Weg gewiesen, wie dem Volke durch das Anknüpfen an Blut und Boden auch auf geistigem Gebiete wieder ein fester Untergrund gegeben werden muß. Diese Schrift ist gerade heute bei der Neuordnung des Schulwesens wegweisend. Um auf wissenschaftlichem Gebiete eine eingehendere Kenntnis unseres oberdeutschen Volkstums zu vermitteln, gibt Eugen Fehrle seit 1926 die „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde" heraus, die heute bereits durch ihre wertvollen Beiträge für die volkskundliche Wissenschaft unentbehrlich geworden ist. Auch die von ihm seit einigen Jahren im Konkordiaverlag in Bühl herausgegebene Schriftenreihe: „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft" gilt allen Volkskundlern als eine wichtige und brauchbare Sammlung.

Ein weiteres Forschungsgebiet hat Eugen Fehrle in Baden neu erschlossen, das der Flurnamenforschung. Er hat als erster in Baden darauf hingewiesen und durch Forschungen nachgewiesen, wie wichtig die Flurnamenkunde auf wirtschaftlichem, rechtsgeschichtlichem, siedlungsgeschichtlichem und allgemein volkskundlichem Gebiete sein kann. Schon 1913 hat Ernst Fehrle die Flurnamen von Aasen, dem gemeinsamen Heimatorte, herausgegeben und Eugen Fehrle hat das Vorwort zu diesem grundlegenden Werke geschrieben. Bis heute sind unter Fehrles Anleitung die Flurnamen von Gutmadingen, Hildmannsfeld, Freiburg i. Br. und Wartenberg erschienen und in der nächsten Zeit werden weitere Veröffentlichungen des Badischen Flurnamenausschusses folgen.

Bei dem Hinweisen auf Wesen und Art des deutschen Volkstums kam es Eugen Fehrle immer besonders darauf an, nachzuweisen, in wieweit das germanische Erbgut des deutschen Volkes durch antike und orientalische Einflüsse betroffen und überfremdet wurde. Auf dem Gebiete des Volksglaubens gab Fehrle der Wissenschaft zu diesem Zwecke ein Hilfsmittel in dem von ihm in 3. Auflage herausgegebenen vortrefflichen Buche: „Mutter Erde" seines Lehrers Albrecht Dieterich. Demselben Zwecke auf dem Gebiete der Sachkunde dient die von Fehrle besorgte 3. Auflage der Fischer'schen deutschen Altertumskunde. Um wichtige Grundlagen für die Kenntnis unseres Volkstums weiteren Kreisen zugänglich und verständlich zu machen, gab Eugen Fehrle schließlich im Jahre 1931 Tacitus „Germania" mit volkskundlichen Anmerkungen versehen heraus.

All das hat Eugen Fehrle aus seiner großen Liebe zur Heimat und zum deutschen Volkstum geschaffen. Es hat harte Kämpfe gekostet, denn gar viele sahen in all dem Bestreben zu völkischer Erneuerung nur ein Sammeln von Kuriositäten und Raritäten oder ein Sehnen nach der guten alten Zeit. Erst im nationalsozialistischen Staate hat die Volkskunde die Möglichkeit bekommen, den Platz einzunehmen, für den Fehrle seit Jahrzehnten gekämpft hat, den Platz einer Wissenschaft, von der W. H. Riehl schon vor fast 100 Jahren sagte, sie sei die „nationalste aller Wissenschaften" und die „Vorhalle zur Staatswissenschaft". Mit Männern wie Eugen Fehrle hat die Volkskunde den Beweis erbracht und wird ihn weiterhin erbringen, daß sie diesen Ehrentitel der „nationalen Wissenschaft" zu Recht führt.

Gerade die Grenzlage Badens fordert von uns, daß das von Eugen Fehrle auf volkskundlichem Gebiet begonnene Werk zum Nutzen unseres Volkes weitergeführt und vollendet werde.

Paul Erich Schütterle:

Volksbrauch und Volksglaube an Ostern

Verständnis für unsere Feste und Volksgebräuche muß jeder haben, der unser Volk kennen will.

Eugen Fehrle.

Die trübe Zeit der Karwoche ist vorüber. Ostern, das fröhliche Fest der Auferstehung des in der Jugendblüte gestorbenen Gottes, wirkt wie eine Erlösung auf die Menschen. Wie in der weiten Natur das Leben unbändig wiedersteht, so treibt auch neues Leben im Menschen selbst. Kein Wunder, daß in dieser Zeit, in der aus der kahlen Erde wundergleich das Leben wächst, der Volksglauben sich an das Ei knüpft, das ebenso wie die winterstarre Erde leblos aussieht, und aus dem — täglich gesehenes Wunder! — das Leben ersteht. Nicht nur in unsrer Zeit verkörpert das Ei im Glauben des Volkes lebensweckende Kraft. Schon unsere Vorfahren haben, wie in vorgeschichtlichen Gräbern gefundene Eier beweisen, einen ausgeprägten Eierritus gehabt. Dieser Eierritus beschränkte sich allerdings nicht auf die Germanen, sondern erstreckte sich auf große Gebiete. In Griechenland, Troja, im Orient, in Etrurien, in Rußland sind Eierfunde in Gräbern verbürgt. Man gab den Toten deshalb Eier mit ins Grab, weil man glaubte, damit den Gestorbenen gegenständliches Leben mitzugeben und weil man hoffte, daß das Leben, welches das Ei unsichtbar in sich birgt, sich auf die Toten überträgt und aus ihnen neues Leben gezeugt wird.

Der Glaube, daß was eine besondere Lebenskraft in sich trägt, auch auf die Lebenskraft anderer und auf das Wachstum überhaupt fördernd und anregend wirkt, war in frühgeschichtlicher Zeit und ist noch heute im Volk lebendig. Daher erscheint das Ei in einer Reihe von ländlichen Gebräuchen. Eier werden in vielen Gegenden Deutschlands entweder in der Mitte des Feldes oder in den vier Ecken eingegraben. Mancherorts ist der Brauch schon verblaßt. Man konnte sich nicht mehr vorstellen, weshalb man Eier eingraben sollte, und man ging dazu über, daß der Pflüger die Eier aß und dann lediglich die Schalen der Erde übergab. In Brandenburg und Westfalen mischt man Eierschalen unter den Getreidesamen, um dadurch eine reiche Ernte zu erlangen.

Aber nicht nur auf den Boden kann man die Lebenskraft und Fruchtbarkeit des Eies übertragen, sondern auch auf die Menschen. Besonders spielt das Ei als Fruchtbarkeitsbringer im Liebesleben eine Rolle. Bei Eingehen der Ehe ißt die Frau ein Ei, oder wie im Erzgebirge steckt man der Frau kurz bevor sie zur Trauung geht ein Ei in das Kleid. Fast überall ist es Sitte in Deutschland, daß junge Mädchen den Burschen bei gewissen Gelegenheiten Eier schenken. So zum Beispiel schenken Konfirmandinnen ihren Mitkonfirmanden Eier. An Ostern schenken die Mädchen als Gegengabe für das „Schmackostern" ebenfalls Eier.

Das Schmackostern ist ein Brauch, der besonders im östlichen Deutschland stark verbreitet ist. Die Schmackoster ist eine neunfach zusammengebundene Rute aus Weidenholz, die mit bunten Bändern verziert ist. Man glaubt, daß, wenn man einen Menschen mit diesen Zweigen, die im Frühjahr neue Knospen treiben, schlägt, die Lebenskraft der Rute auf den Geschlagenen übergeht. In der Wissenschaft nennt man diese Zweige treffend Lebensrute.

Wie Eier schon zu allen Jahreszeiten lebensweckend sind, so sind sie es besonders im Frühjahr. Deshalb ist der Brauch, im Frühjahr Eier zu essen, weit verbreitet. Im 12. Jahrhundert hat die christliche Kirche diesen Brauch aufgenommen, und Eier geweiht. Durch die Eierweihe ist zu erklären, daß das Volk den am Gründonnerstag, Karfreitag und Ostern gelegten und von der Kirche geweihten Eiern besondere Kraft zuschreibt. Vom Genuß dieser Eier verspricht man sich Segen für das ganze Jahr, denn wer

ein Ei ißt, hat seine Kraft in sich! Weit verbreitet ist die Sitte, Ostereier aneinanderzuschlagen, um zu erproben, welche Schale stärker ist. Der Besitzer desjenigen Eies, welches zerbricht, hat den Kampf verloren und muß das Ei seinem Gegner abtreten.

Ein anderer Wettkampf ist das sogenannte Eierlesen. Eugen Fehrle, der große deutsche Volkskundler und Landsmann, schreibt in seinem Buche: „Deutsche Feste und Volksbräuche", Leipzig und Berlin 1927 darüber: „Eine große Anzahl Eier, meist 100 bis 200 werden der Reihe nach hingelegt. Ein Bursche liest sie auf und wirft sie in eine Getreideschwinge, in die Schürze eines Mädchens oder in einen Korb. Währenddessen läuft ein anderer eine vorher bestimmte Strecke und holt zum Beweis dafür, daß er am Ziel war, von dort eine Fahne, einen Zweig oder sonst ein Zeichen. Wer seine Aufgabe zuerst beendet hat, wird als Sieger gefeiert. Die Eier werden nach dem Wettlaufen gemeinsam verzehrt."

Mit dem Schmackostern, das wir vorhin kennengelernt haben, ist oft gegenseitiges Bespritzen mit Wasser verbunden. Wasser ist überhaupt heilsam. „Wenn am Karsamstag die Glocken, die über die Trauertage stumm sind, wieder läuten, gehen die Leute schnell an ein fließendes Wasser und waschen sich darin die Hände. Dann bekommen sie während des Jahres keine Warzen. Anderswo holt man das Wasser nachts und trinkt es, um gesund zu bleiben und schön zu werden. Dieselbe Wirkung wird in katholischen Gegenden dem am Karsamstag vom Priester geweihten Wasser und dem Tau zugeschrieben. Heilsam soll es sein, sich vor Sonnenaufgang nackt im Ostertau zu wälzen. Die Hand, mit der man an Ostern über betautes Gras fährt, ist heilkräftig."

Neben dem Wasser hat auch das Feuer heilkräftige Wirkung. Man brennt mancherorts Feuer auf den Höhen, denen man fruchtbarkeitsfördernde und übelabwehrende Kräfte zuspricht. Am Karsamstagmorgen weiht die katholische Kirche Feuer. Jedenfalls ist dieser Brauch entstanden im Anschluß an die schon vor Einführung des Christentums um die Osterzeit üblichen Feuer. Denn in Rom kannte man den Brauch noch nicht, als er bei uns längst üblich war. Dem Karsamstagsfeuer wird ähnliche Wirkung zugeschrieben wie dem nicht kirchlichen Feuer. Beide Feuer wurden früher durch Reibung von Holz oder Feuerstein oder durch ein Brennglas entzündet. Man wollte dadurch ein von menschlicher Berührung nicht befleckteres, heiliges Feuer hervorbringen. Das Karsamstagsfeuer wird vor der Kirche, meist auf dem alten Friedhof abgebrannt. Man verbrennt in ihm allerlei nicht mehr zu gebrauchende geweihte Gegenstände wie alte Kreuze, Holzfiguren und alte kirchliche Gewänder, um sie nicht unheiligem Gebrauche preiszugeben. Ferner bringen die Knaben alte Beilstiele oder sonst Holzstücke mit, lassen sie im Feuer ankohlen und legen sie nachher auf den Speicher oder in den Stall zum Schutze gegen Gewitter und Hexen. Osterkohlen trägt man bei sich, um gegen alles Böse gefeit zu sein. Mancherorts, wie in Bayern, wird das im Osterfeuer angekohlte Holz in kleine Späne zerschnitten. Daraus werden Kreuzchen gefertigt, die man neben Palmenzweigen in die Aecker steckt. Diese besprengt man dann mit Osterweihwasser und betet für das Gedeihen der Früchte."

Wie in diesem Brauch das Gedeihen der Früchte hervorgerufen werden soll, so durch die Umzüge oder Umritte um die Felder. Mit diesen Flurumgängen ist an vielen Orten ein Wettreiten verbunden. Aus demselben Grunde, aus dem Menschen im Frühjahr lebensweckende Eier essen, gibt man dem Vieh etwas von der jungen, eben erst zum Leben erweckten Saat, die man draußen beim Erntenmgang abgerupft hat.

Vielfältig sind — wie wir erfahren haben — die Bräuche, die sich um Ostern ranken. Ob wir nun das Schmackostern, oder das Osterfeuer oder das Osterei auf ihren Sinn betrachten, so erkennen wir, daß immer der Gedanken an Fruchtbringen, Lebensweckung, Lebenserneuerung maßgebend ist, derselbe Gedanke, der auch dem christlichen Osterfest eigen ist: der Auferstehung des Heilandes.

Aenne Fath-Kaiser:

Eierspringen

Die Geschichte von einem Schwarzwälder Osterbrauch

Noch nie hatte man in Tannberg, dem hochgelegenen Schwarzwalddorf, dem österlichen Eierspringen mit solcher Spannung entgegengesehen. Es war ja Ehrensache des jeweiligen Jungburschenjahrgangs, der das Eierspringen veranstaltete, alles möglichst prächtig und festlich aufzuziehen und nur seine flinksten und gewandesten Läufer zum Wettbewerb auszuwählen. Und das hatte man auch heuer getan; sowohl der Höfner Anton wie der Steinmichelskarl waren prächtige Schwarzwälderkerli, rank und dunkel wie die Tannen ihrer Heimat, feurig und vorwärtsstürmend, wohlgeübte, ehrgeizige Turner und Läufer. Aber jedermann im Dorfe wußte, daß nicht nur der Ehrgeiz nach dem Sieg im Eiersprung die beiden zu höchstmöglichsten Leistungen anfeuern würde, es stand für sie mehr auf dem Spiel. Die beiden Burschen waren auch im Alltag Nebenbuhler, Nebenbuhler um die Hand der haselnußbraunen Buchbauernchlore, die als das hübscheste Mädchen des Dorfes galt. Und nicht nur hübsch war sie, sondern auch tüchtig, schaffig und durchaus nicht arm. Sie hatte sich die Bewerbung der ansehnlichen Burschen gern gefallen lassen, hatte in fröhlichem Mädchenübermut wohl ein wenig den einen gegen den andern ausgespielt und wäre der Entscheidung am liebsten noch eine Weile ausgewichen. Aber nicht nur die beiden Burschen wurden immer dringlicher und ungeduldiger, auch die Eltern der Chlore selbst drängten das mutwillige Mädchen zu einem Entschluß. Sie verwiesen es auf andere Beispiele, wo hübsche und begehrte Mädchen so lange gezögert und gewählt hatten, bis den Bewerbern der Spaß zu lange dauerte und sie sich einen anderen Schatz suchten. Die Chlore mußte sich selbst sagen, daß rechte Schwarzwälderburschen es nicht in der Gewohnheit haben, sich wegen eines wetterwendischen Mädchens zu Tode zu grämen, es gab auch noch andere ordentliche und frische Hoftöchter im Dorfe aber nicht gar viele Burschen wie der Anton und der Karl. Aus solch vernünftigen Erwägungen heraus hatte denn die Chlore beschlossen, die Entscheidung, die ihr selbst so schwer fiel, dem Schicksal zu überlassen und dem Sieger im Eierspringen Hand und Herz zu schenken.

Der Ostermontag leuchtete so klar und blau über dem Bergsattel, in dem das Dorf lag, wie Ostern leuchten soll. Gleich nach dem Mittagessen sammelte sich die Jungburschenschaft, die Kinderwelt und das Mädchenvolk aber auch schon der eine oder andere besonders neugierige Erwachsene auf dem Schulplatz. Die Burschen schleppten die Eierkörbe herbei, bezeichneten die Strecke, die Mädchen legten mit sachten Händen die 200 Eier, die von den Burschen in den letzten Tagen im Dorfe gesammelt worden waren, eines um das andere in genau vorgeschriebenem Abstand auf die Bahn, so daß eine lange Eierschlange entstand, die ihren Kopf in einem großmächtigen Korbe hatte.

Die Strecke war bereit, schon stellte sich auch die Musik ein, der Radfahrverein, der den Ueberwachungs- und Kundschafterdienst versah, prangte mit fähnchen- und rosettengeschmückten Rädern, die zwei Kämpfer um den Sieg standen wie Steinbilder am Startpunkt. Es war Ehrensache, keine Aufregung zu zeigen, aber gerade ihre krampfhafte Erstarrung, die scharfe Röte, die jetzt schon auf ihren Gesichtern lag, verriet deutlich genug den gewaltsamen Hochdruck ihres Gemütes. Sie hatten die Joppen abgelegt, schneeweiß schimmerten die weiten Leinenärmel ihrer Hemden, wie ein seltsamer Orden glänzten weißrote Rosetten an ihrer Brust. Das ganze Dorf war jetzt in weitem Ring um den Schulplatz versammelt, nur der Weg nach Wallmatt, dem Nachbardorf wurde von den Radfahrern frei gehalten. Jetzt schlug die Turmuhr die erste Stunde des Nachmittags, der Schiedsrichter pfiff, die Dorfmusik begann einen ohrenbetäubenden, anfeuernden Marsch und wie aus der Kanone geschossen, stürmten die beiden Burschen los, der Höfners Anton den Wallmatter Weg, der Steinmichelskarl der Eierlinie entlang

Der Trauerreisende

Von Georg Mühlen-Schulte.

An den Fahrkartenschalter tritt ein alter, düster gekleideter Herr, mit einem Zylinder auf dem Kopf, mit einem Kranz am linken Arm, mit einem Regenschirm am rechten Arm und mit schwarzen Glacehandschuhen an den Händen. Er zieht ein gewaltiges Taschentuch und trocknet sich die beträuten Wangen. Dann sagt er:

„Bitte, Herr Beamter, geben Sie mir eine Fahrkarte."

„Wohin?"

„Zu Anspitzers. Der alte Anspitzer ist gestorben. Ein Jammer, Herr Beamter; aber wir sind alle sterblich."

„Wohin wollen Sie fahren?"

„Zu Anspitzers. Anspitzer war ein guter Freund von mir. Eines Tages geht er auf der Straße. Geht ganz ruhig, wissen Sie. Plötzlich kommt ein großer Hund und bellt ihn an. Anspitzer fährt erschrocken zurück, stolpert und fällt..."

„Wohin? frage ich!"

„In das Schaufenster eines Geschäfts für Radioartikel. Es stand ein Lautsprecher darin, und das Orchester hat gerade den Walzer aus der „Lustigen Witwe" gespielt. Stellen Sie sich vor, die „Lustige Witwe", und Anspitzer sitzt mit Glassplittern im Toches da!"

„Werden Sie mir jetzt Ihr Reiseziel nennen?"

„Wie bitte?"

„Wohin Sie fahren wollen, möcht' ich wissen."

„Zu Anspitzers. Sie können sich denken, Herr Beamter, daß die Witwe des tröstenden Zuspruchs bedarf. Ihr Vater war Tulpenzwiebelhändler, daher hat sie das weiche, empfindsame Gemüt. Wollen Sie mir glauben, daß sie dem Radiohändler eine runtergehauen hat?"

„Wirklich zum Verzweifeln mit diesen Leuten!"

„Ja, aber den Radiohändler trifft keine Schuld. Ich bitte Sie, Herr Beamter, der Mann macht doch die Programme nicht selber. Er hat gesagt, wenn es nach ihm gegangen wäre, dann hätte Anspitzer ernste Musik zu hören gekriegt, wie er mit den Glassplittern im Toches dasaß."

„Lassen Sie jetzt mal einen Augenblick mich reden, verehrter Herr! Ich nehme gewiß Rücksicht auf den Umstand, daß Ihr Freund gestorben ist, und auf Ihren Schmerz..."

„Danke, Herr Beamter! Danke aufrichtig! Man hört selten so warm empfundene Worte des Mitgefühls. Anspitzer war eine Seele von einem Menschen. Einmal hat sein Söhnchen einen Regenwurm mit einer Schere in der Mitte durchgeschnitten, und was soll ich Ihnen sagen, da hat der Anspitzer den Regenwurm mit Gummiarabikum wieder zusammengeleimt, und der Regenwurm hat gelebt, Herr Beamter."

„Also soll man es denn für möglich halten..."

„Hat gelebt und geliebt, Herr Beamter. So wahr ich ein ehrlicher Mensch bin!

„Ich erkläre Ihnen, wenn ich nicht zur Höflichkeit verpflichtet wäre..."

„Herr Beamter, er hat ihn mit Gummiarabikum wieder zusammengeleimt, oder ich will hier nicht gesund stehen. Wer war denn noch Zeuge? Der alte Baum war noch Zeuge. Ist allerdings auch schon hinüber. Ein ganz ähnlicher Fall: Baum hatte einen Nagel im Schuh gehabt .."

„Gestatten Sie doch mal, mein Herr! Sie wollen eine Fahrkarte haben, nicht wahr?"

„Ja."

„Wohin, bitte?"

„Zu Anspitzers."

„Das weiß ich! Ich meine, wo wohnen Anspitzers?"

„In der Hermsdorfer Straße, vier Treppen links. Vier Treppen, Herr Beamter. Stellen Sie sich mal vor, was das für Malchen Anspitzer bedeutet. Sie ist beinahe zwei Zentner schwer, und dann leidet sie doch immer noch an dem Knie, das sie sich in der Jugend verletzt hat. Malchens Mutter wollte damals Pflaumenmuß einkochen, wissen Sie..."

„In welcher Stadt?"

„In Haarlem. Ihr Vater war Tulpenzwiebelhändler; daher hat Malchen das weiche..."

„... empfindsame Gemüt, das kenn ich!"

„Tatsächlich, das kennen Sie? Sie kennen Malchen Anspitzer, Herr Beamter?"

„Ach was, ich habe keine Ahnung! Ich meine..."

„Pst, Herr Beamter! Ich weiß Bescheid. Malchen soll in ihrer Jugend was mit einem Eisenbahnassistenten gehabt haben. Sie hat lange geweint um den jungen Mann, aber dann kam Anspitzer und hat sie getröstet. Nun ist er hinüber, und Sie haben freie Bahn, Herr Beamter."

„Sagen Sie, mein Herr, wollen wir jetzt nicht mal vernünftig miteinander reden?"

„Herr Beamter, mit mir können Sie reden wie mit Ihrem Vater. Ich weiß, was Liebe heißt. Zwanzig Jahre bin ich mit einem Mädchen gelaufen; sie war Telephonistin, und sie hat einmal bei einem Gewitter einen elektrischen Schlag gekriegt. Sie werden 's mir nicht glauben, aber es ist eine Tatsache, daß sie seit der Zeit im linken Ohr dauernd ein Geräusch gehabt hat, als ob ein Pferd wiehert, und im rechten Ohr..."

„Aber lieber, alter Herr, hören Sie doch davon auf!"

„Nu schön, sprechen wir von etwas anderem! Malchen Anspitzer..."

„Also jetzt wird mir die Sache doch zu bunt. Merken Sie denn nicht, daß mir Ihr Malchen Anspitzer zum Halse herauskommt?"

„Sehn Sie, das hab ich mir gleich gedacht! Ich bitte Sie, eine Frau, die beinahe zwei Zentner wiegt und die hinkt! Unter uns: Schnarchen tut sie auch. Sie fängt immer mit einem harmlosen Rascheln an, aber dann stößt sie plötzlich in eine Posaune, und zum Schluß gibt es dann immer einen Pfiff, daß sie denken, Ihr Zug fährt ab."

„So, so, daß ich denke, mein Zug fährt ab! Sagen Sie mal, alter Herr, haben Sie eigentlich keine Angst, daß Ihr Zug abfährt?"

„Nein, wenn er abfährt, nehm ich den nächsten. Ich komme dann immer noch zurecht. Sie müssen bedenken, Anspitzer war Alkoholiker, und Alkoholiker verwesen nicht so rasch. Als mein Vater starb — er hat infolge einer Wette die Säbeltroddel des Gendarmeriewachtmeisters in Bentschen verschluckt; ein äußerst seltner Fall, Herr Beamter — also, mein Vater..."

„Moment! Wollen Sie jetzt eine Fahrkarte haben oder nicht?"

„Ich bitte sehr darum, Herr Beamter."

„Wohin?"

„Zu Anspitzers. Der alte An..."

„Lassen Sie mich zufrieden damit! In welcher Stadt wohnen Anspitzers?"

„In gar keiner Stadt."

„Also, wie heißt das Nest?"

„Erlauben Sie, Herr Beamter, es ist kein Nest, es ist eine Villenkolonie! Eine feine Villenkolonie, Herr Beamter. Anspitzer konnte sich das leisten, in einer Villenkolonie zu wohnen. Was meinen Sie, was der Mann allein an den Lizenzen für seinen neuen Patenthosenspanner „Prinz von Wales" verdient hat..."

„Das ist ja Nebensache!"

„Das ist Nebensache? Fünfzig Mille nennen Sie Nebensache? Also, wissen Sie, Herr Beamter! Dabei war der Hosenspanner nichts wert. Ein einziges Mal habe ich einen Versuch damit gemacht — ich sag Ihnen, die Hosen haben nachher ausgesehen wie onduliert. Dauerwellen hab' ich drin gehabt, so wahr ich hier stehe. Einen Nachmittag habe ich mich mit den Hosen auf die Straße gewagt, da hat ein Kind zu seinem Vater gesagt: Papa, guck mal, ein Beduine..."

„Also, mein Herr, jetzt geben Sie mir mal eine präzise Antwort! Wie heißt die Villenkolonie, wo Anspitzers wohnen?"

„Eden bei Hermsdorf."

„Aha, Sie wollen also nach Hermsdorf."

„Nein, ich will nach Eden. Der alte Anspitzer..."

„Ich will nichts mehr wissen von Ihrem Anspitzer! Sie sind hier auf dem verkehrten Bahnhof. Von hier fährt man nicht nach dem Norden. Von hier fährt man nach Potsdam, Magdeburg und so weiter. Haben Sie das verstanden?"

„Von hier fährt man nicht nach dem Norden?"

„Nein, da müssen Sie nach dem Stettiner Bahnhof."

„Von hier fährt man nach Magdeburg?"

„Ja."

„Dann fahre ich nach Magdeburg. Das trifft sich sehr gut, Herr Beamter. Ich habe in Magdeburg eine Schwägerin, die vor ein paar Tagen gestorben ist. An einem heftigen Schreck ist sie gestorben, Herr Beamter. Nämlich, meine Schwägerin hatte ihr ganzes Leben lang noch keinen Chinesen gesehen. Nun passen Sie auf..."

Hier trifft den Beamten der Schlag.

Badisches Schach

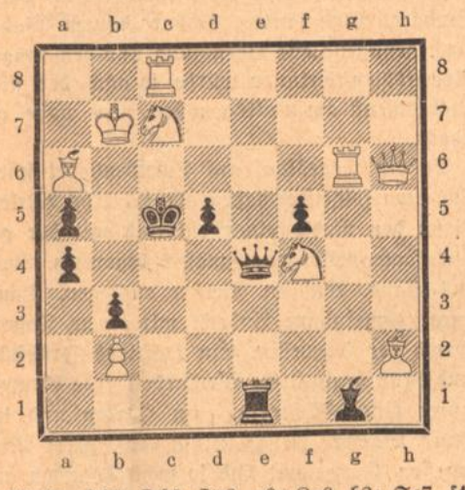
Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 13, 1. 4. 1934

Die Italiener

haben den Vogel abgeschossen in der Zweizügerabteilung des Preisausschreibens der Westfälischen Landeszeitung Rote Erde. Zwei prachtvoll konstruierte Stücke, die wir hier folgen lassen.

Problem Nr. 17
A. Chicco-Genua, 1. Preis.

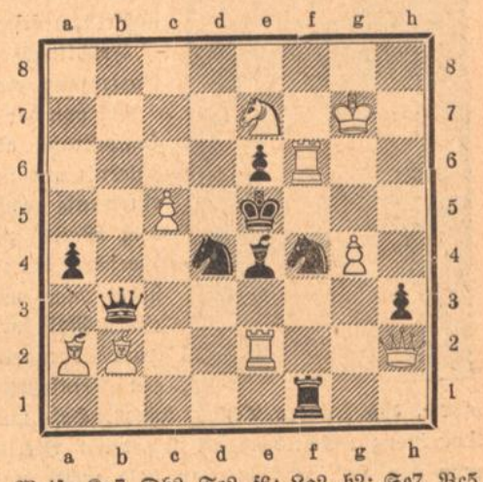


Weiß: Kb7, Db6, Tc8, g6; La6, h2; Sc7, f4; Bb2.

Schwarz: Kc5, De4, Te1, Lg1, Ba4, a5, b3, d5, f5.

Matt in 2 Zügen

Problem Nr. 18
E. Salardini-Sezzoloa 2. Preis.



Weiß: Kg7, Dh2, Te2, f6; La2, b2; Sc7, Bc5, g4.

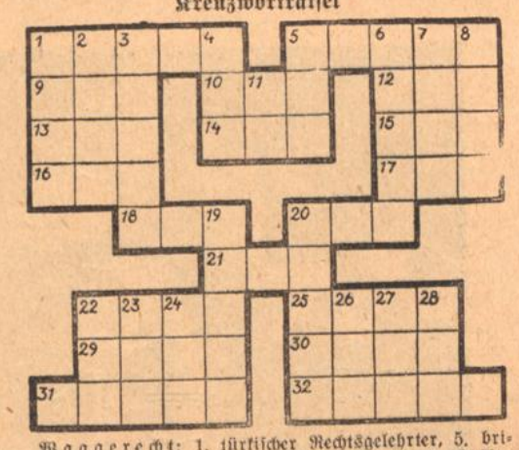
Schwarz: Ke5, Db3, Tf1, Le4, Sd4, f4; Ba4, e6, h3.

Matt in 2 Zügen.

Rätsel-Ecke

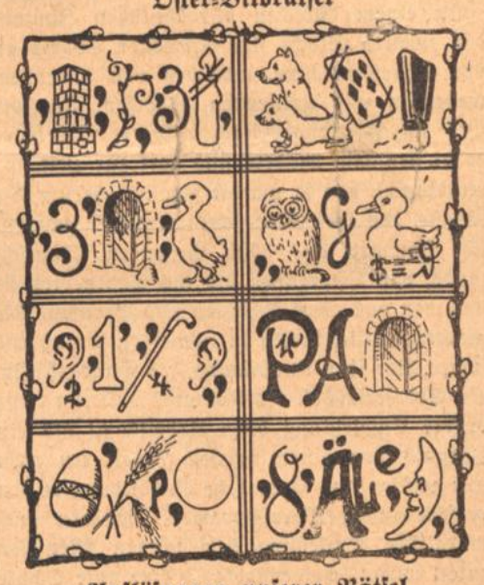
Oster-Problem

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. türkischer Rechtsgelehrter, 5. britisch-indische Provinz, 9. französischer Marschall, 10. Anteilschein, 12. Papageienart, 13. afrikanischer Strom, 14. Klostervorsteher, 15. Teil des Auges, 16. weiblicher Personenname, 17. Genußmittel, 18. Stadt in Württemberg, 20. weiblicher Personenname, 21. Vorgebirge des Harz, 22. Berg in der Schweiz, 25. ehemaliges Staatsoberhaupt von Venedig, 29. griechischer Gott, 30. Stadt in Holland, 31. französischer Fluß, 32. Stadt im Rheinland. — Senkrecht: 1. Stadt in Westfalen, 2. andere Bezeichnung für Betrübnis, 3. Schlachtort in Ostpreußen, 4. Stadt in Südtirol, 5. Teil des Baumes, 6. Brettspiel, 7. Einstimmiges Lied, 8. Insektenlarve, 11. sibirischer Strom, 19. Singvogel, 20. Stadt in Hannover, 22. abessinischer Fürstentitel, 23. Volksstamm, 24. Wurfspieß, 26. schwungvolles Gedicht, 27. Landbezirk, 28. Bad in Hessen-Nassau.

Oster-Bildrätsel



Auflösungen unserer Rätsel

Die einzelnen Felder enthalten je ein Bilderrätel. Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben einen Festwunsch.

Kreuzworträtsel

a) 1 Muse, 4 Stein, 8 Ponton, 9 Daus, 11 Artur, 13 All, 15 Erz, 16 Stettin, 17 Messina, 20 Ina, 22 Rio, 23 Basar, 25 Lear, 26 Taifun, 27 Stirn, 28 Gera; — b) 1 Midas, 2 Spule, 3 Eos, 4 Statist, 5 Tor, 6 Ente, 7 Nerz, 10 Altona, 12 Urania, 14 Stearin, 18 Irene, 19 Aorta, 20 Ibis, 21 Asti, 24 Aar, 25 Lug.

Gitter-Rätsel

1. Esse, 2. Asbest, 3. Stanniol, 4. Brand, 5. Oman, 6. Feige, 7. Palast, 8. Amboß, 9. Tonne, 10. Dwina, 11. Schwan, 12. Hering, 13. Luchs, 14. Sieb, 15. Pirat, 16. Halbasse, 17. Oblate, 18. Glas. — Sei mannhaft allerwaerts.

Flammenrebus

Ein Gedanke, der richtig ist, kann auf die Dauer nicht niedergelogen werden.

Auszählrätsel

Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen (Mart. Luther).

Toni und Antonius

Von Wilhelm von Hebra.

Die Fürsprache des Heiligen Antonius von Padua wird erbeten, wenn es gilt, irgend etwas Verlorenes oder Gewünschtes zu finden. Der Heilige Antonius genießt eines großen Vertrauens, eines besonders großen bei Toni Ferdinger aus München, weil Antonius sein Namenspatron ist.

Toni, als er bei seiner in Hinterstoißenwald verheirateten Schwester zu Besuch ist, wird vom Kriegerverein des zwei Gehstunden entfernten Hamhausen für den 31. März zu einem Fest geladen. Dort unterhält er sich ausgezeichnet, wird aber, als das Fest um Mitternacht zu Ende ist, von alkoholisch-verdüsterter Stimmung ergriffen und jammert:

Elf Maß Bier hab i gsuffa, und jetz, mittn bei da Nacht, soid i alloa auf a so an misarablign Weg hoamgeh, wo i nimma ganz beianand bi. Da wer i mi scho daschlagn, dees siach i scho kemma. Mit mir is aus."

Ferdinger bekommt den Rat, ein großes Glas kalten Wassers zu trinken; das werde ihn ernüchtern. Ferdinger, nach einigem Widerstand, läßt sich dazu überreden, schüttelt aber nachher vor Ekel den Kopf, meint aber, daß es geholfen habe, und macht sich auf den Heimweg.

Nach einer Viertelstunde ist es mit Ferdingers Nüchternheit wieder vorbei. Die Nacht ist finster. Der Weg ist schlecht und schwierig. Ferdinger stößt an Bäume und Felsen, rutscht oft aus, fällt manchmal hin, gerät immer mehr in Furcht und Schrecken. Ganz arg aber wirds, als er zur tiefen, vom rauschenden Hambach durchflossenen Grindlschlucht kommt, die bloß von einem abgeflachten Baumstamm überbrückt ist.

Ferdinger kriecht auf allen Vieren auf den Steg, ist trotzdem immer nahe daran, hinabzustürzen, und fängt in Todesangst zu beten an:

„Heiliger Antonius, i bitt di, huif ma — nia mehr wer i saufn — i vasprich das — nia mehr — grad helfa tua ma — i gelob das, Heiliga Antonius, daß i nia mehr saufa wer — meina Lebtag nimma." Und so fort.

Als Ferdinger zum siebzehnten Male „nia mor saufn" gesagt hat, merkt er, daß er schon Erde unter den Händen und Knien hat, und ergänzt rasch:

„Nia mehr a Wassa saufn, hab i gmoant. Jetz hab i di aufsitzen lassn, Heiliga Antonius. Derfst ma aba net bees sei zwegn dem. Woaßt, jetzt ham ma scho an erschtn Aprui."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

50 Mädchen in einem Schloß

Ein Besuch im Frauenarbeitsdienstlager Scheibenhardt

Wenn man im Südwesten unserer Stadt, gleich hinter Bulach, auf einem ersten Frühlingsspaziergang einmal von der Hauptstraße abschwenkt und sich ein wenig rechts dem Walde zuwendet, dann steht man mit einem Male vor einer burgartigen Einfahrtspforte, das frühere Schloß, spätere Hof- und Domänengut Scheibenhardt ist erreicht. Betritt man den Hof, so sieht man bald rechts und links in den Gärten viele junge Mädchen in munteren Gruppen mit Schaufel und Hacke arbeiten, lustiges Lachen tönt aus dem Innern des alten Gebäudes hervor, aus den Fenstern vernimmt man das emsige Ticken von Nähmaschinen, frischgewaschene Wäsche flattert im Hof im Frühlingswind. Betrachtet man sich nun die Mädchen drüben zwischen den Beeten genauer, so erkennt man rasch, daß sie auf eine einheitliche Weise in gestreifte Arbeitskleider, in Sportdreß oder in Küchenschürzen gekleidet sind. Was mögen hier wohl so viele Gärtnerinnen, so viele Köchinnen, so viele Wäscherinnen tun?

In einem hübschen büroähnlichen Zimmer des zweiten Stocks sitzt Schwester Sophie an der Schreibmaschine, umgeben von nähenden, webenden und strickenden Mädchen. Ja, wir sind im Frauenarbeitsdienstlager Scheibenhardt. Fünfzig Mädels sind dort zur Zeit untergebracht, alle so um die zwanzig herum, die jüngste, das Nestküken, freilich ist erst sechzehn. Sie stammen aus allen Gegenden Deutschlands, von Ostpreußen bis ins Saargebiet, sie stammen aus allen Schichten und Berufen. Die meisten freilich suchen ja erst einen Beruf und suchen hier ihre Ausbildung, als Hausgehilfin, als Serviermädel, als Kontoristin. Denn keine bessere Empfehlung beim Arbeitsamt als ein Zeugnis von einem solchen Lager, wo nicht nur geistige und körperliche Ausbildung in den verschiedensten Berufszweigen, sondern auch moralische Erziehung den jungen Menschen zuteil wird. Scheibenhardt ist eine gute Schule für den ferneren Lebensweg.

Verpflichten müssen sich die Teilnehmerinnen mindestens für dreizehn Wochen, die meisten aber bleiben weit länger, manche sind schon fast dreiviertel Jahr dort. Von Anfang an müssen sie zunächst mal alle die verschiedenen Gruppen durchmachen, die die Arbeit auf so einem Lager unter sich aufgeteilt haben: da ist die Kochgruppe, die Gärtnergruppe, die Hausgruppe, die Waschgruppe und wie sie alle heißen. Ist die Novize glücklich in jeder Gruppe einige Zeit gewesen, dann merkt die Leiterin des Lagers schon, für welche Arbeit sie sich am besten eignet, welche Arbeit ihr auch für ihren künftigen Beruf am besten paßt. Dann können sie ihre persönliche Kunstfertigkeit in ihrer „Spezialgruppe" weiterbilden, die Hauptsache aber ist, daß sie inzwischen alles können, waschen und bügeln, nähen und flicken, Hausarbeit und Gartenarbeit, daß sie flink und gewandt und willig zu jeder Arbeit geworden sind!

Das Schlößchen Scheibenhardt eignet sich ganz prachtvoll für eine solche Schar. Es bietet ja in seinen landwirtschaftlichen Betrieben die Möglichkeit alles zu lernen, was eine Hausfrau, eine Hausgehilfin oder auch ein Landfrau brauchen kann. Und in seinen inneren Räumen reizt es wieder zur Entfaltung aller häuslichen Eigenschaften, vom einfachen Putzen, vom Schmücken der gemeinsamen Eßtische bis zur gemütlichen Ausgestaltung der einzelnen Zimmer. Der Weg über die Waschküche, den Zier- und Nutzgarten bis zur Nähstube, den jede einzelne zu durchwandern hat, schärft den Blick für die vielen kleinen Notwendigkeiten des Alltags. Ganz ideal wäre es, wenn der Gedanke, den Schwester Sophie aussprach, sich verwirklichen ließe und neben dem Arbeitsdienstlager noch ein Müttererholungsheim der NS.-Volkswohlfahrt, wie sie ja jetzt im Rahmen der großen Aktion für Mutter und Kind vorgesehen sind, in Scheibenhardt Platz fände. Schöne Räume ständen noch genügend zur Verfügung und den jungen Arbeitsdienstlerinnen würde so auch der stille Liebesdienst am Volksgenossen noch nahe gebracht.

So ein Tageslauf auf Scheibenhardt spielt sich etwa folgendermaßen ab: ¼7 Uhr Wecken. Rasch den Radio eingestellt und mit der gemeinsamen Morgengymnastik begonnen. Rein ins Haus. Waschen. Betten auslegen. Dann kurze gemeinsame Andacht mit einem Tagesspruch der Schwester. Ein kräftiges Frühstück und dann beginnt die Werkarbeit, jede Gruppe unter einer Führerin, im Garten und im Haus. Warmes Frühstück um ½10, später Mittagessen. Insgesamt sind so sechs Stunden am Tag zu arbeiten, bis zum Nachmittagskaffee, dann beginnt die Betreuung. Da kommen dann Lehrer und Lehrerinnen vom Arbeitsamt oder die Schwester selbst gibt Unterricht. Krankenpflege und Gesundheitslehre, Rechtslehre des Alltags, staatspolitische Erziehung bilden die Hauptpunkte. Ein kurzes Referat und dann — Aussprache. Da werden Fragen gestellt über Fragen. Diese will jenes noch einmal erklärt haben, jene möchte hier noch etwas wissen, Erinnerungen an kleine selbst erlebte oder gehörte Fälle tauchen auf, die nun geklärt und beantwortet werden. Allzu rasch meist verfliegt die Zeit bis zum Nachtessen. Dann sitzen sie noch zusammen in dem gemütlichen großen Zimmer und machen Handarbeiten, stricken, nähen, und weben sogar an richtigen alten Webstühlen bis es Zeit zum Schlafengehen wird.

Und die kleinen Hitlerjungen, die Arbeitsdienstler rundum in Mittelbaden oder auch die Arbeitslosen der Landeshauptstadt, die eines Tages ein paar wunderschöne Socken oder einen bunten gewebten Schal bekommen, hätten sicher noch viel mehr Spaß an der unerwarteten Gabe, wenn sie einmal sehen könnten, wie lustig von flinken Mädchenhänden

Schwester Sophie
die Hüterin des Schlößchens

diese Sachen im Schlößchen Scheibenhardt gefertigt wurden.

Eine ist da, eine dunkelhaarige mit blitzenden Augen, die muß ihr Herz ausschütten. „Ich bin aus Siebenbürgen". Ja, sie ist nach Deutschland gekommen wie so manche ihrer Landsleute. „Ihr wißt ja gar nicht, wie wir an Deutschland hängen. Viel mehr als ihr an uns. Denken Sie nur, als ich letztes Jahr in München war und krank wurde und ins Krankenhaus kam und man mich fragte, woher ich sei und ich sagte, ich sei aus Deutsch-Siebenbürgen, da sagte man, so, Ausländerin! Das hab ich bis heut noch nicht vergessen. Aber hoffentlich wird's jetzt besser.

Hitler hat uns nicht vergessen, er weiß, daß wir Deutsche sind und an Deutschland hängen. Und wir sind alle schon seit vielen Jahren mit Herz und Seele bei Hitler. Und wir hoffen nur, daß es hier in Deutschland bald wieder besser wird und daß ihr dann genau so gern zu uns kommt, wie wir heute immer wieder nach Deutschland zu Besuch kommen." Ob es hier gefällt? „Ueberall in Deutschland gefällt es uns! Aber drum will ich doch wieder heim. Das Heimweh ist halt noch stärker als das Fernweh. Und wir bleiben auch dort drunten gute Deutsche. Heil Hitler!"

Ja, irgendwie gefällt es den Mädchen allen in Scheibenhardt. Mancher mag es am Anfang schon ein bißchen schwer gewesen sein, denn sagt Schwester Sophie leise, „manche waren arg verwildert". Aber jetzt stehen sie alle stramm und frisch im Garten und hacken und stecken Zwiebeln, stehen in der Küche am großen Suppentopf, an der Bratpfanne oder am Backofen. Fegen die Zimmer und Gänge des alten Gutshauses, daß es eine Pracht ist und sind alle sehr böse darüber, daß sie vielleicht schon bald ausziehen müssen, weil Scheibenhardt selbst neue, andere Gäste bekommen soll. Aber es ist ja noch nicht aller Tage Abend . . . .

In dem großen sauberen Schlafsaal hängen nur ein paar schlichte Bilder an der Wand: Der Führer. Die Reichsleiterin Frau Scholtz-Klinck. Und der Wimpel mit der Aufschrift „Arbeit für Dein Volk adelt Dich selbst". Diesen Spruch tragen sie wohl alle heute im Herzen, bewußt oder unbewußt, die fünfzig Mädchen von Scheibenhardt. Sie arbeiten für sich und an sich, wenn sie in allem fleißig sich ausbilden, was später einmal eine rechte deutsche Frau brauchen kann.

Sie arbeiten darüber hinaus für ihr Volk, wenn sie so beieinander leben, die Studentin neben der Bauerntochter, die künftige Sekretärin neben der Köchin. Wenn sie lernen wie man Strümpfe stopft und Kinderwäsche häkelt, wenn sie lernen wie ein Staat, unser Staat, ihr Staat, sich Gesetze gibt und wozu sie dienen, wenn sie durch die Straßen der badischen Landeshauptstadt in ihren freien Nachmittagen marschieren und in den Museen die Werke alter Meister kennen lernen. Sie haben alle harte und schwere Tage hinter sich und sie haben auch jetzt keine leichte Arbeit. Aber sie wissen, daß dieses Leben im Frauenarbeitsdienst, daß diese Wochen und Monate in einer engen Arbeitsgemeinschaft eine gute Schule fürs ganze spätere Leben sind.

„War's schön hier?", frag ich eine, die an diesem Ostern den Arbeitsdienst verläßt, eine lustige, dunkelbraune aus Rastatt, die jetzt am 1. April eine Stellung antritt. „Doch, es war schön. Noch schöner ist's freilich, wenn man jetzt eine Stelle hat und richtig schaffen kann. Aber ich werd immer an Scheibenhardt denken!" Und so wird es mancher gehen, die später einmal als tüchtige deutsche Frau im Leben zurückdenken wird an die Tage auf Scheibenhardt, im Schloß der fünfzig Mädchen.

Fred Feez.

Vom Leben und Treiben in Scheibenhardt.

Ostern = Worte

von Rudolf Paulsen.

Am dunklen, feinbesternten Nachthimmel ein Meteor! Oder ist es eine ruckhaft aufsteigende Sonne aus anderen Räumen? Es steigt nach oben. Es sprüht aus der Erde hervor. Wie eine farbige ungeheuere Hyazinthe entringt es sich aus felsiger Kluft. Es steigt aufwärts; aber es entschwindet nicht. Tag und Nacht steht es am Himmel, steigt höher, aber bleibt immer sichtbar. Ein Meteor? Eine Sonne? Ein Sinnbild?

Ein Bild ist es: Grünewalds auferstehender Christus. Noch ganz Heilsantlitz, aber schon Geist.

„Mein Grab ist keine Pyramide — Mein Grab ist ein Vulkan". So deutete es Theodor Däubler. Ja, so ist es. Nicht lastende Steinmassen drücken uns platt, sondern der Geist wirft sich aus tiefsten Höhlen unter Bergeslast hervor in die Finsternis der Welt, leuchtend. Heute wie damals. Keine recht- und starrgläubige Priesterschaft kann den Geist auf die Dauer begraben.

Dieser auferstehende Christus ist kein Jude mehr: er ist die lichteste Menschengestalt. Man vergleiche ihn mit dem Jesus der Kreuzigung, dem leidenden dunkelhaarigen. Ueber allen Rassen der geistgewordene Mensch: das ist der auferstehende. Ist er nicht strahlend wie Baldur? Ist's nicht der Sonnenjüngling selber, den der Maler hier schuf? O, heiliges Haupt! So sollte unser Antlitz werden, sonnenhell und geisthaft.

Ganz Flamme, farbig verbrennendes Kleid, in Unfaßbares sich auflösender Leib. Und das Licht des Geistes leuchtet in der Finsternis. Nichts von Aschentod. Der Geist ist ewig lebendig immer schon der Vogel Phönix aller Sagen. Triumphlächeln auf des Menschensohnes Zügen. Hoch über allem Leid von Golgatha. Dieser ist Geist: das Reich muß uns doch bleiben. Dieses Bild, den süßen Trost der deutschen Welt, solltet ihr überall neben den ans Kreuz geschlagenen stellen, auf daß ihr wüßtet: das Leid am Kreuz ist nur die Stufe vor der Auferstehung. Seht doch: verklärte Wundmale, mitstrahlende im großen Lichte. Unten hingeschlagen, geblendet: Kriegsknechte in wuchtigen Panzern. Schwerträumende von Schwertgewaltigen, Ohnmächtige in Soldatenmacht, während der Bewachte, scheinbar Tote siegt und schon selig aufschwebt. Sinnbild für Deutschlands Geschick. Das Grab unserer Nacht sei uns Vulkan unseres Geistes. Wir können auferstehen. Die feindlichen Kriegsknechte werden trotz tausend Panzerhemden nichts vermögen wider uns.

Farbig weiß der Geist zu sein, über alle Begriffe leuchtkräftig. Kein buntes Kriegsgewand vermag es, so über alle Länder zu strahlen. Wir können schweben, können uns dem Leichentuch entwinden, das Feinde um uns legten. Wohl, jedem Winter der Welt vermögen Deutsche einen Frühling zu entreißen. Unsere Wunden sollen blühen wie Blumen des Lichts. Unser Haupt soll strahlen wie die Sonne als Frühblume des Schneefeldes.

O, liebe Deutsche, betrachtet Grünewald! Hier saugt euch fest! Hier trinket Hoffnung und Saft in euren Auferstehungs-Keim! Niemand vermag euch zu töten. So laßt euch nicht töten! Der Geist kann jede Stunde Auferstehung feiern. Liebe Brüder, betrachtet Grünewald! Hört schon den wunderfeinen Namen. Betrachtet Grünewald! Dann steigt in euch auf die Träne seliger Gewißheit. Und die Gewißheit gibt euch Kraft zum Dennoch eurer Unvernichtbarkeit.

Grünewald: Auferstehung

Der Christusspieler I

Von Frida Schanz

Zu den ältesten Ueberlieferungen der kleinen ostdeutschen Stadt gehört diese Geschichte.

Man weiß Jahr und Tag des Geschehens. Im vierten Jahre der Dreißig, in denen die Kriegsfurie die Lande peitschte, Anno 1621, soll es gewesen sein. Als gewiß und wahrhaftig wird es erzählt, daß der junge Schöffensohn, Lienhard Döring mit Namen, die Passion Christi an seinem eigenen Leibe damals wahrgemacht habe.

Die Passionsspiele der kleinen Stadt waren weitum berühmt.

Unter dem Rathause auf der leichten Erhöhung des Platzes ergab sich von selbst die Szene der Handlung, die heilige Schädelstätte, auf der sich alljährlich wieder mit der gleichen erschütternden Eindruckskraft die drei starken, rohbehauenen Kreuze erhoben. Eisernes Kriegsvolk, Weiber und Männer in bunter, morgenländisch faltenreicher Gewandung, agierten bei aller Lebhaftigkeit der Empfindung mit Ruhe und Würde, die vielen Hunderte von schweigenden Zuschauern an den Fensterreihen der Häuser und in der Umrahmung des Platzes kaum empfindend, ihrem in schlichten Reimen aufgeführten Spiel hingegeben wie dem einzigen wahren Erleben, immer tiefer selbst ergriffen, je mehr sich das fromme Spiel seinem Höhepunkt näherte: dem Verscheiden des Herrn an dem über die beiden anderen Kreuze um ein Stück erhöhten Kreuzesstamm.

Jahr um Jahr, so oft, daß es gar nicht mehr anders möglich schien. hatte Reimar Droste, der biedere Bürgersmann, ein hochgebauter, braunbärtiger Mensch, seines Zeichens Schuster und Riemenschneider, unter österlicher Verklärung seines in der übrigen Zeit völlig hausbackenen Seins den Heiland gespielt. Diesen braven Mann und christgläubigen Passionsspieler aber hatte plötzlich ein anderer Geist ergriffen. Vom Kriegssturm geschüttelt, im Kriegsfieber entbrannt, hatte er sich bei den Kaiserlichen zum Waffendienst anwerben lassen. Ein verhängnisvoller, aufregender Verlust war das für die Stadt. Ihr Ruhm und allerlei geschäftliche Vorteile hingen ja mit diesen Passionsspielen zusammen und standen durch Ausscheiden ihres wichtigsten Darstellers nun auf dem Spiel. Die Frage eines geeigneten würdigen Nachfolgers beschäftigte alle Gemüter, wogte fast bis zum Unfrieden zwischen diesem und jenem halbsweg leidlichen Vorschlag hin und her.

Da verfiel einer, selber halb lächelnd, selber achselzuckend über seinen Gedanken, auf den im Magistrat beschäftigten brustschwachen Schöffensohn Lienhard Döring.

Vier große, derbschöne Jungen hatte der Schöffe. Lienhard, sein Aeltester, aber war ihm fast eine Schmach. Als Kind mehrmals heftig erkrankt, war der blonde, schöne Knabe fast jungfräulich zart geblieben, ein Rührmichnichtan, ein Einzelgänger, im stillen Stübchen auf eigene Faust studierend und in grübelnden Gesprächen mit dem und jenem gottesgelehrten Freunde schwelgend, sonst aber fast menschenscheu, ungelenk, zu allen Zeiten mit Anfällen und Körperschwäche kämpfend. Auf diesen überschlanken Jüngling mit dem seidigblonden Backenbart, der zarten Hautfarbe und dem seltsam leuchtenden Ausdruck in den blauen Augen hatte nun jemand in der Verlegenheit um Besetzung der edlen Christusrolle im Laufe eines Gesprächs hingedeutet.

Als der Name des Jünglings einmal ausgesprochen war, schien es, als könnte gar kein anderer in Betracht kommen. Es war, als ob ein verborgener Zündstoff an allen Ecken des Städtchens plötzlich in Brand geriete. Wo ein paar Bürger zusammenstanden, ging die Rede um Lienhard und seine Christusähnlichkeit. Das Stille, Leidende seiner Züge, das geradezu Unirdische im Glanz seiner Augen, das Gepräge seiner jungen Gestalt zwischen Jüngling und Mann, das alles ward jetzt mit einem Schlage den Bürgern erkenntlich und bedeutsam. — Eine einzige Stimme herrschte: Lienhard Döring mußte am heiligen Karfreitag den Heiland spielen!

Von allen Seiten, mit aller Macht kam die Forderung an ihn heran. Lienhard Döring erschrak aufs tiefste, geradezu bis zu frommem Entsetzen! Zarteste, heiligste Scheu sträubte sich in ihm. — Christus, den Heiland spielen, er, der unzulängliche Mensch mit der zitternden Seele! Mit Christus in den Tod gehen, vor den tausend und tausend Augen der Menschen. Mit ihm begraben werden. — Jeder Gedanke, jeder Nerv in ihm war Abwehr. Aber sein Neinsagen half ihm nichts. Die ganze Bürgerschaft, an deren Spitze seine Eltern, bestimmte über ihn. Wie ein unabweisliches Gebot, unter dessen Macht er fast zusammenbrach, wurde die Sache über ihn Herr. Als der heilige Freitag kam, trug Lienhard Döring, von klirrenden Kriegsknechten geleitet, von morgenländisch bunt gekleideter Menge gefolgt, sein Kreuz über den Marktplatz hinan zu der kleinen Anhöhe vor dem Rathaus, zum Hügel Golgatha.

*

Mit tiefem Ernst und hoher Würde hatte Reimar Droste, der Schuster, vordem seinen gekreuzigten und sterbenden Heiland dargestellt. Lienhard Döring spielte ihn mit einer wehen Ekstase, mit einer verzehrenden Innigkeit, einer Natürlichkeit, die fast kein Spiel mehr war. Er litt sich in die Rolle hinein bis zu körperlichen Schmerzen in den ans Kreuz mit Strikken zwischen den Fingern und Zehen mit groben, mächtigen Nägeln gefesselten Gliedmaßen. Ein Fieber packte ihn, sein Blut hastete durch die Adern, glühend brannten ihm die nassen Augen. Der gewässerte Wein, den ihm die römischen Landsknechte im vollgesogenen Schwamm zu trinken gaben, löschte kaum ein wenig den Brand seiner in Wirklichkeit vertrockneten Kehle. Er stammelte die Kreuzesworte, die einst der Herr und Heiland gesprochen, bis zu dem erlahmenden Aufschrei: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!" Ein Verwehen, ein Vergehen kam, ein Empfinden von heiligem, hingebendem Sterben. Die heißen Lider sanken ihm herb.

Atemlos, lautlos, wie in andächtigem Verzücken versteinert, lauschte die Menge; tausend, abertausend Augenpaare hingen am Kreuz. Keines der althergebrachten Nebenspiele im Spiel, weder die Schmerzgebärden der zur Rechten des hohen gezimmerten Podiums aufgereihten weinenden, wehklagenden Engel, noch die frech flackernden Gebärden der zur Linken im triumphierenden Kettentanz hin und her zerrenden sieben Teufel, braver Jungen aus alten, guten Stadtgeschlechtern, fand auch nur eines kurzen Augenblicks Beachtung. —

Aber plötzlich geschah dies doch. Aus den schon wie im Tod geschlossenen Augen des Gekreuzigten fiel ein voller, entsetzter Blick hernieder. Lienhard Döring war plötzlich vollwach und sah. Sieben Teufel, das wußte er, zählte die Hand in Hand verschlungene, wie Flammen wogende Reihe der in Zipfelgewänder gehüllten jubelnden Roten. Aber in Lienhard Döring, dem Gequälten, Fiebernden, war ein Zwang, sie zu zählen. Er zählte acht. Und im achten, im Anführer der wie in bösem Jubel lodernden, wie von schwerer Trunkenheit erfaßten Tanzkette sah er mit Schrecken einen nicht in die Stadt, nicht in diese Welt gehörenden Fremden.

Er sah ein Flammengewand aus rot und bläulich ineinander gleißenden Gluten und stechendem Schein, nicht aus von Menschen gewebten Stoffen. Fieber — Vision — Wirklichkeit, er wußte es nicht. Er sah ein lodernndes Phantom und sah, wie der Feuerlodernde die in wildem Rhythmus hüpfende, springende Tanzkette mit sich zog nach der Mitte des jetzt leeren Podiums, denn die gesamte mitspielende Menge drängte zum Kreuz. In der Mitte dieses Podiums aber sahen seine fiebernd geweiteten Augen ein Schwanken und Einsinken der gezimmerten Bohlen. Jemand hatte dort die Nägel gelöst. Oder durch die hart stampfende Menge des leidenschaftlich spielenden Volkes waren die Stützbalken unter den Brettern eingesunken. Der Bretterboden des erhöhten Podiums aber verdeckte außer den zwei Prangersäulen der Stadt den tiefen, von niederer Steinbrüstung umrundeten Brunnen. —

Da — vom Kreuzesstamm herab ein durchdringender Schrei: „Zurück!" Eine Jünglingshand löste sich mit übermenschlicher Kraft aus fest umschnürenden Stricken, zieht einen klobigen, sie hemmenden Nagel aus dem Holz, gebietet mit herrisch gestraffter Gebärde. — Da ist die Tanzkette der Teufel auch schon wieder am Rande des Podiums, wie von ihrer höhnischen Trunkenheit erwacht, wie gebrochen. Weit klaffend, allen, die es sehen wollen, sichtbar, ist das Podium jetzt eingebrochen. Aber wer außer den entsetzten sieben Jünglingen will es sehen: Am Kreuzesstamm verscheidet der Herr. Durch die Totenstille hörbar haucht er mit wundersamem Klange das Wort: „Es ist vollbracht". Schneeweiß, wie gebrochen im zarten Genick, sinkt sein Haupt hernieder. —

Sie hatten ihn, starr und kalt wie einen jugendlichen Leichnam, vom Kreuz gelöst. Durch die ganze Menge ging ein Schluchzen: Ja, er ist tot. Die Eltern und Freunde meinten es, beinahe auch die herzugeeilten Doctores, obgleich sich ein schwacher Herzschlag im leblosen, leichenfarbenen Körper nicht leugnen ließ.

Leidenschaftlich bewegt hat ihn die wehklagende Menge, wie das Ende des Spiels es gebot, in das von Joseph von Arimathia gekaufte Felsengrab getragen. Leblos brachten sie ihn von da ein paar Stunden später ins Elternhaus. Trotz aller erdenklichen Belebungskunst wollte er nicht erwachen. Er ist tot! Durch die ganze Stadt ging von Stunde zu Stunde sicherer begründet die erschütternde Kunde. Starr, kalt, ohne das geringste Lebenszeichen, lag er eine Nacht, einen Tag, und noch eine Nacht.

In der Ostersonntagfrühe meinten sie, nun müßten sie ihn begraben. Aber die ihn zu jener Stunde weinend umstanden, sahen plötzlich ein wundersames helles Rot seine Wangen überfliegen. Die Osterglocken erklangen gerade im jubelnden Chorus über der alten Stadt. Da schlug er die Augen auf, seltsam verwundert. Freudig und klar, glücklich schaute er um sich, wie er nie geschaut. Ein Erwachen zu einem nie vorher empfundenen vollen Lebensbewußtsein war's.

Voll Glück, voll Kraft, die ihm gekommen war — kein Menschenglück könnte sagen, woher — faßte Lienhard Döring seit dieser Stunde das Leben an. Das wahre, wirkliche Leben. Lienhard Döring hatte ausgegrübelt, hatte ausgeträumt. Der ergreifendste Traum, ein göttliches Wunder, war an ihm wahr geworden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das blaue Osterei

von Leonhard Schickel

Er hatte einen Ausflug gemacht. Beinahe glaubte er selbst es noch nicht. Aber da saß er leibhaftig neben seinem Schatten im Grase, die Beine lang von sich gestreckt wie ein echter Schlaraffenländer, die Sonne über sich ausgespannt und vor sich, wie ein „Tischlein deck dich" das weite Tal mit Dörfern und Weilern und saatgrünen Feldern. Lerchen sangen, Finken schlugen, kurz, alle Kreatur, ob Stein, ob Gras, ob Mensch, ob Tier, schien einzustimmen in den Jubelchor, der offenbar ihm zu Ehren Erd' und Himmel erfüllte.

Und weit in grauer Ferne, irgendwo dahinten, stand ein graues Haus in einer grauen Straße, und in dem grauen Hause war ein graues Zimmer, sauber, schmucklos, grabesstill. Er sah sie deutlich vor sich: den Rentamtsboten Schmittchen und die Müllern, was die Wischfrau war; mit offenen Mäulern und weitaufgerissenen Augen standen sie in der nach langem Parlamentieren aufgeklinkten Tür, die in sein Zimmer führte, und alsbald liefen der Herr Obersekretär, der Sekretär und die beiden Schreibmamsellchen, kurz: das ganze Rentamt lief heran und stand und starrte und staunte: der Herr Rendant hatte einen Ausflug gemacht.

Das war noch nicht dagewesen. Das hatten die ältesten Leute im Städtchen noch nicht erlebt. Aber es traf zu. Er benickte es jetzt vergnügt, in dem er seinen Hut vom Kopfe nahm, ihn behutsam schwenkte und zu seinem Stock hart neben sich legte. Juhui!

Ja, er hatte einen Osterausflug gemacht. War schon am Samstagvormittag 10 Uhr 15 Minuten aus dem Büro entwichen, heimlich wie ein Dieb und grauer Sünder, wenn auch erst, nachdem er auf das ihm just vorliegende Aktenstück A 105 IIb 30 einen heiligen Eid geschworen, die versäumten 135 Dienstminuten nicht nur voll und ganz nachzuholen, sondern auch mit einer regelrechten Ueberstunde alsbaldabzubüßen, und all diese Manipulationen nachträglich seiner vorsetzten Dienstbehörde in die Landeshauptstadt zu melden.

Vom Büro aus war er spornstreichs zum Bahnhof geschritten, wohin er schon am Abend zuvor seinen Rucksack gepascht hatte, hatte den bereits unter Dampf stehenden einzigen Vormittagszug der Kleinbahn bestiegen und war heidi! davongebraust. Kilometer auf Kilometer war sozusagen an ihm vorbeigeflogen. Oder doch vorbeigekrochen. Und nach fünfeinhalb Stunden hatte er das Ziel mit nur einstündiger Verspätung erreicht, war ausgestiegen, noch ein paar Stunden marschiert und hatte dann Quartier bezogen, um sich in aller Hergottsfrühe wieder auf Schusters Rappen zu schwingen und in die Berge und den Ostersonntag hineinzuwandern.

Und nun saß er da im Grase auf dem goldenen Teppich der strahlendsten Sonne, über sich das lichtblaue Märchenzelt eines unbeschreiblich wundersamen Ostertages, vor sich eine Welt voll Wunder . . .

Fern her aus einem der Dörfer im Tale klang die erste Glocke . . . Ein Specht hämmerte im Walde . . . In die feierliche, erdentrückte Stille tönte wie ein Silbertropfen Ewigkeit bisweilen der helle, feine Flügelschwung eines Käfers . . .

Nach einer Weile andächtiger Hingegebenheit, die in das graue Gesicht des Herrn Rendanten ein beinahe unpassendes leichtes Rot getupft und den Wangen einen ganz ungewohnten, beinahe dienstwidrigen warmen Schein angehaucht hatte, zog der Ausflügler die Uhr und stellte mit gewohnter Gewissenhaftigkeit fest, daß die Frühstückszeit auf die Minute pünktlich herangekommen war; er nahm also seinen Rucksack vor und wand eine Blechdose mit Butterbroten und eine Kaffeetüte mit Eiern aus der Tiefe. Aber keine gewöhnlichen Eier waren das, sondern Ostereier. Bunte Ostereier, wie es sich gehörte und wie es in den freudenreichen Tag paßte. Da war ein gelbes, ein rotes, ein gesprenkeltes und ein blaues. Zwei waren für das Frühstück bestimmt, zwei für die Vesper. Er wählte fürs Erste das gelbe und das rote, schälte sie sorgsam und mit einer wahrhaft kindlichen Freude und ließ sie sich, immer von neuem Frieden und Sonne, Weite und Stille schwelgerisch genießend, gar köstlich schmecken. Jetzt dampfte da unten auch das Bähnchen durchs Land, langsam, als müßte es achtgeben, daß es nicht versehentlich an einer der kleinen Stationen vorüberwackle oder gar eine im Gras zwischen Schienen Siesta haltende Igelfamilie störe.

Wer alles mochte da wohl in den Wägelchen sitzen. Spätlinge, die den schönsten Wander-Ostermorgen bereits versäumt hatten. Die nun in dem rußigen, ratternden Gehäuse hin und her geworfen wurden und mit ihrem Frühstück zehnmal am Munde vorbeifuhren, ehe sie es richtig zwischen die Zähne brachten. Da war er doch — — —

Er schluckte das ihm im Munde zusammenlaufende Wasser gebieterisch hinunter; schluckte noch einmal und — eigentlich hätte er noch ein Lüstchen auf ein Ei und ein Butterbrot. Aber andererseits hatte er sein Deputat bereits verzehrt. Es war zwar Ostern und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr sozusagen abgestellt, indessen — wie auch sollte er mit der Vesper zustande kommen, wenn er jetzt zum Beispiel das gesprenkelte noch verzehrte? Oder das blaue noch beförderte? Es wäre ein Uebermaß, eine Art sündhafte Völlerein gewesen, wenn schon —

Er nahm die Eier in die Hände, das gesprenkelte in die linke, das blaue in die rechte, und betrachtete sie voll Anteilnahme. Mitleidig sozusagen denn eins mußte sich hernach in eine große Einsamkeit schicken, während das andere — nun ja.

Die Wahl war schwer, aber er entschied schnell und unparteiisch, streng unparteiisch, um keinem weh zu tun. Also nahm er seinen Hut, legte die Eier hinein, schloß die Augen, griff zu — und hatte das gesprenkelte. Es wurde geschält, mit größtem Appetit verspeist und — er schaute das noch in seinem Hut liegende blaue nachdenklich an. Ein blaues Osterei . . .!

Da blaue Osterei . . .! 59 Jahre war es her. 59 oder 60. Etwa fünf Jahre alt, saß er im Grasgarten der alten Muhme unterm Hollerbusch und nahm ein Nest voll Ostereier aus. Grüne, gelbe, rote, blaue und gesprenkelte. Von jeder Farbe etliche, doch nur e i n blaues. Und auch das war ein Stündchen später, als er mit seiner Beute heimziehen sollte, weg. Darob tränenreiches Geschrei.

„Jungchen, dummes", tröstete die Muhme, gab der Jungmagd, die herbeigerufen worden, eine Ohrfeige und fuhr gemütlich fort: „Ist ja alles in schönster Ordnung. Das blaue hat der Osterhase wieder mitgenommen. Es war halt noch zu klein. Nächstes Jahr dann, hui, da sollst du sehn. Da ists so groß wie ein rechtschaffenes Entenei, paß auf!" Ein Entenei war immerhin ein Trost. „Und übernächstes Jahr?" „Nun, da gibt es einem Gänseei gewiß nichts nach." „Und noch später?" „Da ists ein kleiner Kürbis, und so immer fort, bis . . . Ja, was soll ich sagen?"

„Bis es so groß ist wie der Mond oder wie das Haus. Oder wie . . ." Nun ja. Laß ihm nur Zeit, dann werden wir schon sehn." „Und wenn es so groß ist wie die Kirche, was ist dann drin?" „Da läßt sich vielleicht was Ordentliches wünschen, Jung. Da müßte man einmal den Kantor fragen oder den Herrn Pfarrer."

„Ich wünsch mir eine Fahne drin und einen Helm und einen Säbel und ein Pferd und ein Karussell und einen Luftballon. daß ich in den Himmel fliegen kann. . ." Die Wunschliste nahm kein Ende, aber die gute Muhme verhieß allen Wünschen Erfüllung.

Das blaue Osterei spielte fortan eine große Rolle; sein geheimnisvolles Wachstum wurde vielfach erörtert, seine vermutliche Größe immer wieder errechnet. Etliche Jahre wurde ängstlich erhofft und erbeten, unter den Ostereiern noch kein blaues zu finden. Und es blieb auch immer bei den gelben und gesprenkelten. Bis zu voller Kürbisgröße mußte das verheißungsvolle blaue Osterei inzwischen gediehen sein, da, ward es über anderen gewaltigen Erlebnissen wie etwa der Zuckertütenernte und so weiter, vergessen.

Und nun mit einem Male...! Der Herr Rendant lächelte, daß sich sein ganzes Gesicht in tausend Fältchen knitterte.

Nun hatte er da das blaue Osterei, das aller Wünsche Erfüllung barg, im Hute. War an die 60 Jahre durch die Gras- und Krautgärten des Lebens gewandert, immer der verheißenen Ostergabe zu, immer enttäuscht und immer von neuem hoffend, und nun saß er da im Grase und hatte das blaue Osterei richtig im Hute. Freilich so groß wie die Dorfkirche der Muhme war es trotz der Jahre und trotz aller Verheißungen nicht ganz geworden, und ob es all die Herrlichkeiten umschloß, die er sich damals, und all die Großartigkeiten und die mehr und mehr bescheidener werdenden Wunderlichkeiten enthielt, die er sich später noch gewünscht, erschien zweifelhaft, indessen —

In einem Irgendwo pfiff dünn und müde die Eisenbahn... Lerchen sangen, Käfer summten..., eine Dorfkirchenglocke schwang in der Ferne aus... und alles sank in einer großen, unausmeßbar tiefen Stille unter... Hoch im Wunderblau der heiligen Unendlichkeit ging lautlos die Sonne . . .

OSTERN

Von Kurt Bock

Nun schneit aus märchenleisen Händen
allnächtlich bunter Blumensegen,
nun will die Sonne sich verschwenden
und wartet dein auf allen Wegen.

Und wie die österlichen Glocken
in dieser blauen Morgenstunde
ihr Lied von Turm zu Turm frohlocken,
da hörst auch du den Ruf: Gesunde!

Bist du auch noch so leidversponnen,
all Schatten müssen heut zerwehen,
auch dich erweckt der Freudenbronnen:
das heilig große Auferstehen!

Das Zauber-Ei / Von Josef Friedrich Perkonig

Alljährlich am Karsamstag begann es: da kamen aus den Taschen einiger Knaben die bunten Eier zum Vorschein, es waren immer dieselben Eierbringer, die Würde schien erbeingesessen, ein stummes, doch sehr bewachtes Gesetz forderte es so, daß immer dieselben das Recht ausübten, allen übrigen das färbige Ei in das Erdreich hinzulegen, irgendwo an einer eben trocken gewordenen Stelle, an der Südwand der Kirche, vor der Türe des Kaufmanns, an dem Wirtshaus, wo der Boden schon früh trocken getreten war, und mit Vorliebe vor der Kirche, wenn Ostern in den späten April fiel, denn der Schnee war dann auch im Schatten geschmolzen.

Was wir Kinder nun an allen diesen Orten vollbrachten, war nicht etwa nur ein Osterspiel, ein früher Gruß an den nahen Frühling, es war vielmehr ein Geschäft. Wir warfen mit Kupfermünzen nach den schön gefärbten Eiern, und sobald der bronzene Kreuzer in dem Ei stecken blieb, war es der Besitz des glücklichen Schützen.

Es war ein herrliches Spiel, und es gab auch hier wie überall Künstler und Stümper, manche brachten es zu staunenswerter Fertigkeit, als säße sie gleichsam schon in ihrem Blute und sei vererbt von Vater und Großvater her, andere erlernten sie nie. Ihr Teil war dann ein größeres oder geringeres Opfer an Kupferstücken, doch sie trauerten nicht, auch ihr Verlust war geweiht von dem hl. Geiste dieser Osterzeit, und er berührte sie nicht wie zu anderen Zeiten des Jahres.

Dieses Spiel nun, das mit Gewinn oder Verlust von Geld enden konnte, hatte natürlich seine gewissen Regeln, seine Ordnung, die, niemals aufgezeichnet, sich dennoch in unveränderter Strenge erhielten von Jahr zu Jahr. Ostern brachte jedesmal auch ihre Auferstehung.

Eines Jahres nun legte Melchior, der uns anderen längst über den Kopf gewachsen war, ein seltsam grünes Ei auf die Erde hin. Es war geformt wie alle andern Eier und auch gefärbt wie jene der grünen Sorte mit einem giftigen Grün, doch es war deutlich größer als ein Hühnerei, und es machte uns, die wir das landläufige Maß sozusagen in Auge und Gefühl hatten, schon durch seine Gestalt unruhig. Die Erklärung Melchiors, daß es eben von einer größeren Henne gelegt worden sei, verminderte unser Unbehagen auch nicht.

Doch es war ein Ei, es war ordnungsmäßig gefärbt, und die Osterzeit erfüllte uns mit eigentümlichem Verlangen. So fügten wir uns denn, daß wir diesem Ei um einen Schritt ferner stehen müßten, denn um seiner Größe willen war es ja leichter zu treffen. Ich fing an, mit meinen Kreuzern nach ihm zu werfen, es waren goldglänzende, neue Münzen, die ersten zwei staken in der Erde, so sorgfältig ich auch gezielt hatte, doch mit den ersten Würfen im Jahre hatte man selten Glück, das dritte Stück würde sicher im Ei stecken bleiben, dann war nach dem herrschenden Gesetz das Ei wohl nicht zu teuer erkauft, aber auch nicht zu billig hingegeben, und wer das Ei gewonnen hatte, durfte es andern wieder hinstellen und nährte die Aussicht auf Ausgleich, vielleicht gar Gewinn.

Doch die dritte Münze prallte seitlich von dem Ei ab, die vierte und fünfte nicht anders, die harte Schale nahm sie nicht auf, daß sie zum Zeichen des Sieges darin staken. Nun wußten wir ja aus Erfahrung, daß Ei nicht Ei wäre, es gab solche, die dem Geldstück nachgaben wie Butter und andere, die eine spröde, abwehrende Schale besaßen, doch niemals hatten wir es erlebt, daß ein Kreuzer, der senkrecht die grüne Insel im kaffeebraunen Erdreich traf und jedes alltägliche Ei wohl gespalten hätte, kraftlos von ihm abfiel. So verlor ich, von einer heftigen Begier angeeifert, nacheinander meinen sechsten, siebenten und achten Kreuzer, jeder von ihnen traf das Ei vergeblich, ich enträtselte mein Mißgeschick auch nicht mit den klugen Lehren dieser Kunst, die durchaus nicht brotlos war, denn es ging um sauer erspartes Geld, das zwischen Weihnachten und Ostern angehäuft werden mußte, das neunte Geldstück hatte sich tief in jedes andere Ei gewühlt, hier enttäuschte es mich wie seine Vorgänger, das zehnte warf ich zornig ins Leere hin, es rollte, ein winziges goldenes Rad, von der Kirchenmauer zum grünen Ei herab und berührte es, als verhöhne es mich auf seine Art. Ich war zum Bettler geworden, nicht durch Unvermögen oder Pech, darüber waren wir uns alle bald einig, sondern durch ein Zauberei. Nur einen einzigen natürlichen Umstand ließen wir gelten: die größere Entfernung von dem Ei verminderе die Kraft des Wurfes zu sehr.

Anstatt sich nun mit meiner Niederlage zu begnügen und ihren eigenen Schatz zu schonen, versuchten auch die andern Knaben ihr Glück. Es wird wohl ewig so sein, daß der Mensch, mag er nun alt oder jung heißen, glauben muß, das seinem Nachbar Vorenthaltene sei ihm selber bestimmt. So warfen sie alle der Reihe nach ihr österliches Opfer zu dem grünen Moloch hin, die Geübteren sahen das bronzene Scheibchen von dem Ei abgleiten, die schwachen Schützen aber waren von dem Mißerfolg der Berühmten derart verwirrt, daß sie bei dem Wurfe ihre Geldstücke im weiten Umkreis des Zieles verstreuten. In keinem Jahr noch hatte der Weizen eines Eibesitzers so üppig geblüht. Melchior war reich geworden, wir alle waren arm, versengt wie Brandstätten.

Die Botschaft von dem Zauberei kam noch am selben Tage in die nächste Ortschaft, es war gut für Melchior, denn unser Dorf war ausgebrannt. Es erschienen am Nachmittag die fremden „Eiertschecker" auch in Scharen, doch das Glück brachten sie aus ihrem Orte nicht mit. Wir umstanden die Stätte eines Triumphes, der jetzt halb und halb auch der unsere war, und erlebten mit einiger Schadenfreude die Niederlage derer, die gekommen waren, das grüne Zauberei zu entführen.

Es war schon spät, da trat noch ein Letzter an, es war ein schmächtiger blasser Knabe mit einer schneeweißen Haut voll Sommersprossen und rötlichem Haar. Seine Holzschuhe waren ihm viel zu groß, und auch in seinen graulodenen Rock sollte er erst hineinwachsen. Die langen Aermel hatte er an den Gelenken zurückgeschlagen. Ein Hagel von Spott ging über ihn nieder, er war der Sohn einer armen Wäscherin, man wußte von ihm, daß er auch nicht einen einzigen Kreuzer besäße, doch er schien die johlenden Kameraden nicht zu hören, mit gewissenhaftem Ernst maß er die Entfernung bis zu dem grünen Zauber hin, schwang seinen Arm, obwohl die Nächsten sahen, daß seine Hand leer war.

Dann aber, als die Münze von ihm fortfliegen sollte, sprang er plötzlich an ihrer Statt selber, er sprang auf das Ei hin, und sein großer Holzschuh bedeckte es völlig. Allen war mit diesem gewaltigen Ende des Zaubereis eine Wohltat erwiesen, zwei Seufzer gingen durch die zwei Haufen, doch unter dem Schuh kam das grüne Ei wieder zum Vorschein, unversehrt, nur tief in den weichen Boden gedrückt. Und der sommersprossige Wäscherinnensohn sagte, indem er es aus der Erde schälte: „Ich habe es mir gedacht, es ist aus Stein".

Es war wirklich ein steinernes Ei, ein Zufall hatte es schon im Winter in die Hände Melchiors gespielt, er hatte es regelrecht gefärbt und dann unbekümmert verwendet, doch jetzt zahlte er ebenso selbstverständlich jedem seine goldenen und stumpfbraunen Kreuzer zurück, schon hatte er sie in einem Leinwandsäcklein gesammelt gehabt; er tat es nicht etwa wie ein ertappter Schwindler, sondern wie ein großmütiger Herr, und wir ließen es, zum anderen Male besiegt von seiner frechen Ueberlegenheit, geschehen. Ja, wir bewunderten ihn sogar, die gelungene und mißlungene Fälschung hat seine Stellung im Dorfe nicht erschüttert.

Seitdem hat mir mancher irgend so ein Zauber-Ei hingelegt. Daß ich es immer zuerst in die Hand nehme, ehe ich danach zu werfen beginne, das verdanke ich dem Spitzbuber Melchior. Wie könnte ich ihm da zürnen?